

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 208.

Dienstag, 7. September.

1915.

(D. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuyß.

Mit einem unterdrückten Seufzer kehrte der Leutnant um und nahm der Mutter gegenüber wieder Platz.

„Mein lieber Junge“, fing die Gräfin an. „Du weißt wohl, worüber ich mit dir reden will, deshalb wolltest du mir wie gewöhnlich ausweichen.“

„Aber, Mutter, ich bitte dich“, glaubte Hans einzuwerfen zu müssen.

„Naß, laß“, wehrte die Gräfin. „Ich begreife dich ja auch ganz gut, ich verstehe, daß es dir schwer wird, deine geliebte Uniform an den Nagel zu hängen, um ein Landwirt zu werden. Aber sieh, Hans“, — sie griff nach der Hand des Sohnes — „Inspektor Buder ist ja ein prächtiger Mensch, aber er sagt selbst, es wäre das Beste, wenn du deinen Abschied nimmst und dich unter seiner Leitung in die Geschäfte der Bewirtschaftung einarbeitest. Ich habe neulich lange mit ihm darüber gesprochen.“

„Aber beste Mutter, auf ein paar Jahre wird es doch dabei nicht ankommen. Ich bin noch jung, und unser Budenbach liegt in guten Händen.“

„Gewiß, Hans, aber dieselbe Antwort erhalte ich schon seit drei Jahren von dir. Seit der Vater starb. Du weißt, er wünschte in seinem Testament, du solltest die Oberleitung des Gutes übernehmen.“

Eindringlich sprach die Gräfin den letzten Satz.

„Ich will ja auch des Vaters Wunsch achten, Mutter, nur gib noch eine kurze Frist, mich ernstlich mit dem Gedanken zu befassen, meinem geliebten Regiment Ballet zu sagen. Es ist eine verdammt schwere Sache, die an die Nieren geht, das kannst du mir glauben.“

„Mein lieber Junge“, in den Augen der Frau schimmerte es feucht.

„Ach, Herzensmutter, mir nicht sentimental werden. So schlimm ist die Geschichte doch nicht. Ich verspreche dir über das, was du mir gesagt, reiflich nachzudenken und dir recht bald endgültig mitzuteilen, wann der Artillerist von der Kanonen herunterspringt und ein Krautjunker wird.“

„Ich danke dir, Hans, so habe ich doch wenigstens heute etwas bei dir erreicht.“

Sie war froh über sein Zugeständnis und lächelte still vor sich hin, indem sie sich, nachdem ihr Sohn gegangen, in den Garten begab, dort ein wenig nach dem Nachten zu sehen.

Langsamem Fußes schritt sie durch die geharkten Wege, die sich zwischen prächtigen Blumenbeeten hinschlängelten, und ihre Augen hielten Umschau, ob auch alles in Ordnung sei. Kein welkes Blatt, keine welke Blüte entging ihrer Aufmerksamkeit. Auf einer Bank hielt sie kurze Rast. Vor ihr lag das Schloß, um das herum sich in ziemlich weitem Abstand die Wirtschaftsgebäude und Ställe gruppierten.

Das Schloß bestand aus einem schmucklosen Mittelbau, der aus dem Jahre achtzehnhundert stammte, die beiden Seitenflügel gehörten einer neueren Zeit an. Der Mittelbau hatte schon den kleinen Korb, den

Welteroberer, mit seinem Stabe vorüberreiten sehen. Mehrere französische Offiziere übernachteten in seinen Mauern. Ein erzwungenes Nachtquartier, das der damalige Budenbach zähneknirschend duldete.

Seine glatte Herrchen sollten es gewesen sein, die französischen Offiziere, und einer von ihnen lag drüben auf dem kleinen Dorfkirchhof begraben. Unter einem niedergetretenen, schon fast der Erde gleich gewordenen Hügel ruhten die Gebeine des Franzosen. Eine Kugel aus dem Hinterhalt traf ihn, da er gerade mit seinen Kameraden vom Hofe reiten wollte. Er war auf der Stelle tot. Den Täter fand man nicht, er wäre sofort erschossen worden.

Mit hakverzerrten Mienen zogen die Offiziere an der Spitze ihrer Trupps weiter, und die Schloßbewohner waren froh, daß die Kugel, die den Feind getroffen, nicht hundertfältig auf sie zurückprallte, waren froh, daß die Mauern Budenbachs unverfehrt blieben. Und in dankbarer Aufwallung begrub man den jungen Offizier mit kirchlichen Ehren. Nur einer nahm nicht daran teil, das war der fünfzehnjährige Sohn des Schloßherrn. Auf ihn hatte niemand geachtet, da man den Täter suchte. Viele Jahre später erst flüsternten sich die Bauern des Dörfchens Budenbach zu, daß es der junge Graf gewesen, der den Franzosen erschoss. Vaterlandsiebe und fanatischer Haß gegen den Feind drückten dem hübschen Jungen das Gewehr in die Hand.

Doben im Bibliothekszimmer hing sein Bild, es zeigte eine frappante Ähnlichkeit mit Hans und die Gräfin liebte deshalb das Bild. Als Hans noch ein Kadettchen war und in den Ferien heimkehrte, konnte man meinen, er hätte dem Maler Modell gegeben, so überrassend wirkte in dem Alter die Ähnlichkeit mit dem kleinen Porträt. Und Hans stand stolz in seiner Kadettenuniform vor dem hübschen energischen Knaben gesicht und nickte ihm grüßend zu: „Haßt recht und tapfer gehandelt, Kamerad“, murmelte er anerkennend, und bei sich dachte er, daß er allerdings keinen der Franzosen lebendig vom Hofe gelassen.

Frau Sofie Budenbach erinnerte sich oft der Zeit, da Hans noch Kadett gewesen. Damals dachte noch niemand daran, in ihm den zukünftigen Gutsherrn zu sehen. Er wollte so gern Offizier werden und er darfte es, hatte er doch noch einen älteren Bruder. Der wurde zum Landwirt erzogen und eignete sich vorzüglich dazu. Er starb am Typhus. Hans feierte gerade seinen Eintritt in die Armee, da rief ihn eine Depesche an das Bettenbett des Bruders.

Einige Jahre durfte er noch dem geliebten Offiziersstande angehören, dann mußte er den Besitz des großen Gutes übernehmen.

Immer wieder verlängerte die Gräfin die Frist. Wie hatte sie sich darauf gefreut, die hübsche Nichte hier als Gutsherrin ihren Einzug feiern zu sehen, die Verlobung ihres Sohnes mit Friedel Sorhagen beglückte sie unendlich. Doch als ihre schönen Hoffnungen verfliegen, machte sie ihrem Jungen dennoch keinen Vor-

wurf. Ob er sich überhaupt für die Schauspielerin interessiert hatte?

Wohl kaum. Ein Klatsch hatte die Sache künstlich aufgebauht.

Am besten ist's, man mischt sich in solche Angelegenheiten junger Leute nicht hinein. Hans war jedenfalls ganz vergnügt, ebenso Friedel, den beiden schien der Druck der Verlobung also nichts geschadet zu haben.

„Es gibt ja so viele hübsche Mädchen“, tröstete sich die Gräfin, „es wird sich darunter auch für mich ein Schwiegertöchterchen befinden.“

Inspektor Lüder sah stattlich zu Pferde aus. In seinem gestutzten Vollbart schimmerten schon ein paar silberne Haare, doch sein Gesicht mit den etwas starken Bügeln hatte einen jungen, frischen Ausdruck. Ja, Inspektor Lüder sah sehr stattlich zu Pferde aus, fanden alle, die dem fleißigen Herrn begegneten, wie er, gleichsam aus einem Guß mit dem Pferde, seine Streifen durch Wald und Feld unternahm. Die polnischen Schnitterinnen, die allsommerlich halsen, das Getreide zu mähen, es waren immer wieder neue dabei, die verließen sich rettungslos, solange er auf seinem Gaul saß. Stieg er aber herunter, dann wandten sich die dunklen Augenpaare und ein Erschrecken und Verwirrung lag darin. Inspektor Lüder hatte kurze, leicht nach außen gebogene Dackelbeine. Er war über diesen Körperfehler jedoch nicht böse. Im Gegenteil, er machte sich gelegentlich darüber lustig. Hans fragte ihn einmal, warum er eigentlich nicht geheiratet habe. Da lachte Lüder, er könne doch nicht immer zu Pferde sitzen und zu Pferde würde ihn wohl auch kein Priester trauen, und als „Dackel“ neben einer Frau in die Kirche und weiter durchs Leben zu gehen, nein, dazu verweire er keine Lust.

„Der liebe Herrgott hat sich einen Witz mit mir gemacht“, meinte er. „Ich muß halt als Karikatur ins Grab pilgern.“

Wenn er so redete, widersprach ihm niemand, auch der höflichste Mensch machte keinen Versuch dazu. Es klang so selbstverständlich, beinahe zufrieden, und den meisten genügte das. Gräfin Budenbach aber wußte, wie sehr der brave, tüchtige Mensch unter der Disharmonie seines Körpers litt. Sie beobachtete einmal zufällig sein Gesicht, da er an einem großen Spiegel im Schlosse vorüber mußte, der gab die ganze Figur getreulich zurück. Oh, dieses Gesicht, welche Bitternis, welche unsäglich bittere Verzerrung es einen Augenblick fast zu einer Frage.

Frau Sofies Gatte hielt von jeher große Stücke auf seinen Inspektor, und sie selbst liebte ihn völlig frei. Sie hatte erkannt, seine Anordnungen trafen stets das Rechte. Auch Hans war gut Freund mit ihm.

Hans Budenbach und Lüder ritten Seite an Seite im langsamen Schritt durch den sonnigen Morgen. Gelb leuchtete das Korn in köstlicher Reife. Lüder wies darauf hin und sagte: „In acht Tagen bringen wir's herein, jetzt haben wir noch tüchtig mit den Frühkartoffeln zu tun.“ Er zeigte nach links, wo sich ganz hinten am Horizont grellrote und weiße Kopftücher hin- und herbewegten. Dunkle Körper schienen auf der Erde zu lauern, das waren die Frauen, die Kartoffeln buddelten.

„Wir wollen hinüberreiten, Herr Graf“, schlug Lüder vor. „Sie müssen mal sehen, was für riesige Knollen an den Stauden hängen. Ich habe ein paar neue Sorten angebaut und es hat sich gelohnt“, schmunzelte er, „manchmal schlägt so ein Versuch ja auch fehl.“

Sie lenkten ihre Pferde in der Richtung der bunten Kopftücher.

Unter den Tüchern tauchten rote erhitzte Frauen- gesichter auf, junge und ältere, und alle guckten neugierig auf Hans Budenbach, der ein seltener Gast auf dem Gute war. Jemand berichtete den anderen, daß

er ein Rennreiter wäre, einer von denen, die durch die Schnelligkeit, mit der sie auf einem Pferde dahinjagen, viel Geld verdienen. Wer am Schnellsten reite, der kriege eine schreckliche Menge Geld.

Da staunten die anderen und schüttelten die Köpfe: Der junge Graf hätte doch gar nicht nötig, mit so lebensgefährlichen Geschichten Geld zu verdienen. Wer eine kleine Probe seines Könnens hätten sie gar zu gern gesehen! Sie konnten's nicht recht glauben. Wenn er Rennreiter war, dann braucht er doch nicht wie eine Schnecke neben dem Inspektor herzureiten.

Hans war heute etwas wortkarg, so sehr er sich auch zusammennahm; immer wieder fiel ihm der Brief von der Tante aus Scheveningen ein. Wirklich er war über den Ausgang der Verlobung zufrieden, denn einen „Froich“ zu heiraten, kann man doch nicht gerade als ein Vergnügen bezeichnen, aber es ärgerte ihn, daß Friedel augenscheinlich nicht ein bißchen mehr an ihn dachte. Die amüsierte sich in dem eleganten Nordseebad und vertrieb sich die Zeit damit, recht viele Verehrer an ihren Siegeswagen zu spannen, während er sich langweilte und „Dienst flopte“. Die paar Tage hier in Budenbach rechneten nicht.

Oft flogen seine Gedanken zu Magda Bergen. Rosen hatte er ihr nie mehr geschickt.

Die alte Erzellenz, die das mit den Blumen auf geheimen Schleichwegen aufspürte, konnte nur feststellen, die Schauspielerin erhielt keine Rosen mehr und der alte Dienstmann verdiente für seine Bestellung im Blumengeschäft keine Mark mehr täglich. Sie wußte das aus seinem eigenen Munde, auch erblickte niemand mehr den schlanken Artilleristen im Theater.

In Haus Budenbachs Besitz befanden sich sämtliche Postkarten, auf denen Magda in irgend einer Rolle photographiert war. Oft, wenn er sich allein befand, holte er die Karten hervor und betrachtete das seine Gesicht und die zierliche Gestalt und er überlegte, wie er sich Magda Bergen nähern könne. Er wußte, die junge Dame lebte ziemlich zurückgezogen und verkehrte nur in wenigen Frankfurter Familien; ihr Lebenswandel wurde tadellos genannt, außerdem sollte eine ältere Schwester immer um Magda Bergen sein.

Anfänglich dachte er, ein Verkehr mit einer Schauspielerin würde sich nicht allzu schwer anbahnen lassen, aber nach dem, was er über Magda Bergen vernommen, änderte sich seine Meinung. Wie ein verliebter Bräutigam landete er Blumen, heimlich, ohne eine Zeile. Durch seine Verlobung waren ihm allerdings auch die Hände gebunden, jetzt wollte er lieber auf sein Ziel losgehen, sobald er wieder in Frankfurt war. Wahrhaftig, das tat er.

(Fortsetzung folgt.)



Man lerne einsehen, daß das Leben zwar eine Gabe, vor allem aber ein Auftrag ist; eine Vollmacht zu Rechten, aber nur im geheiligten Namen der Pflicht. Feuchtersleben.

In Galiziens Fluren.

— — — Endlich sollen Sie auch einmal von Ihrem Pfleger eine kleine Schilderung meines idyllischen Lebens in diesem lausgesegneten Galizien haben. Der Betrieb hier ist durchaus ruhig, wir liegen am Gang des sehr schönen Flusstals, die Rußis drüben. In zarten Wäldchen steigt der Rauch Ihrer schönen Zigarre in die gewitterschwüle Sommerluft hinaus, hinaus nämlich aus meiner Erdhöhle, die ich nun schon rund 4 Wochen bewohne. Draußen pumpt es etwas, unsere Artillerie hält soeben die übliche Nachmittagschießübung ab, bei der teils mehr oder weniger herauskommt. Die Russen antworten selten, wohl aus Munitionsmangel, wenn aber, dann sind sie auch gleich ungalant und feuern mit schweren 17 Zentimeter. So vor einigen Tagen in nächster Nähe meiner Höhle, als ich gerade mit meinem Gemeindeführer ein Spielchen machen wollte. Die Brocken flogen mir herein und unterbrachen höchst unangenehm unsere Rauch- und Spielstunde,

Gott sei Dank aber ohne Schaden anzurichten. Unter derartig sinniger Tätigkeit vergeht der Tag, bis die Nacht kommt. Dann geht erst der eigentliche Betrieb los. Ich begeben mich schwer bewaffnet mit meinem Downing und meinem österreichischen Seitengewehr und begleitet von meiner Knüppel- und pistolenbeladenen Gefechtsordnung, einem äußerst verwegenen Gefellen, auf Patrouille und Kontrolle eines Teils meiner in einem ca. 1000 Meter entfernten Dorf untergebrachten Gewehre. Prachtvolle Dunkelheit umgibt mich dann, höchstens hier und da magisch von einem Scheinwerfer unterbrochen, was ein schleuniges Hinfinken in das Feld oder auf die meist regennasse Straße bewirkt.

Dann prasselt eine der so beliebten russischen Salven los, welche die sonst idyllische Nacht unterbricht, man verhält einen Moment, und dann geht es wieder weiter die Dorfstraße lang. Es ist wieder mäusestille. Jrgendwo in der Ferne heult ein Hund, oder der Nachtwind, der seinen Atem für einen Moment angehalten zu haben scheint, flüstert wieder in den dunklen Almen, die um die Kirche stehen, oder läßt die Maisfelder erschauern. — Ferne rauscht es, bei jedem Schritt deutlicher werdend, — wir nähern uns dem Flüßchen. Hier wird es unheimlich. Rechts und links in den letzten Häusern des Orts gähnen dunkle Löcher, die russischen 17er taten das. Vor uns erweitert sich das Wasser, unter uns klingt es hohl, wir sind auf einer Brücke, die zur feindlichen Stellung stracks führt. „Wer da?“ flüstert es hinter einem Zaun hervor. Wa, Infanterie! Ich passiere und biege nun nach rechts, hart am Fluß lang, der hier laut rauscht, in der Nähe ist ein Wehr. Mein Begleiter stößt an eine vergessene Konservenbüchse, und gleich prasselt uns wieder eine Salve mit fürchterlichem Anallen über den Kopf. . . Wir kommen zu einem Hoftor, einige Schatten lösen sich aus dem Nachtdunkel und der Getreideführer meldet mir mit gedämpfter Stimme: „Maschinengewehr in Stellung, vom Feind nichts Neues.“ Hart am Wasser steht es, das fürchterliche Ding, ein schwacher Reflex ruht auf dem Mantel und ein verlorener Sternenschein leuchtet über die Patronenlasten. Weh dem, der hier herüber will. . .

Nun führt mich mein Weg durch den sicheren, schön ausgebauten Graben, stumm stehen die Posten und sehen hinaus nach dem Feind, unsere Schritte verhallen gedämpft auf dem weichen Boden, ein leichtes Rascheln im Vorgelände verkündet das Nahen einer Patrouille. — Wir sind am nächsten Maschinengewehr angelangt. Eine wunderbare Aussicht hat man hier am Tag, bei Nacht verdämmert alles ins Uferlose, fern glimmt es noch; die Überreste eines in Brand geschossenen Bauernhauses sind es. Weiter unten steht dunkler Wald, garter Nebel steigt dort schon auf, der Morgen wird wohl bald kommen. — Der Kürze halber verlassen wir hier den Graben, um über das freie Feld den Berg hinauf zur Reservestellung, wo ich meinen Unterstand habe, zu gelangen.

In Frankreich könnte man das nicht! Leicht rauscht unser Tritt in dem Korn, das hier wohl nie eingebracht werden kann. Hier und da irt eine verlorene Kugel, ein dunkler Strich zieht sich vor uns quer, wir sind in der zweiten überhöhten Stellung angekommen, in der mein Unterstand liegt. Auch hier stehen stumme Wächter und spähen wachsam nach dem Feind. Undeutliches Gemurmel tönt aus einem Unterstand und leiser Tabaksdunst dringt heraus in die kühle Morgenluft. Ich bin jetzt daheim, und über den jenseitigen Höhen dämmert der Tag herauf. . .



Aus der Kriegszeit.

Englische Varietésterne als Werber. Die beruhigenden Erklärungen Lord Kitcheners, er könne jederzeit über so viele Soldaten verfügen, als er nur immer wünsche, werden durch die bis zum Grotesken gesteigerte krampfhaftige Werbetätigkeit in England Lügen gestraft. Zuerst kam die große Flut der farbenreichen und rührseligen Plakate, dann stiegen Damen der „höchsten Gesellschaft“ in die Quartiere des Londoner Vorortlebens herab, um persönlich die wehrfähigen jungen Männer an ihre Pflicht zu gemahnen; jetzt aber, da dies alles zu wenig gefruchtet zu haben scheint, mobilisiert man die beliebten Varietéünstler in der Hoffnung, daß ihre in Friedenszeiten erprobte Anziehungskraft auch den zum

Kriegsdienst unentschlossenen jungen Leuten gegenüber nicht versagen werde. Eine solche Werbesammlung, die im Herzen der Londoner City stattfand und deren Mittelpunkt zwei englische Varietégrößen bildeten, wird in den „Daily News“ geschildert. Schauplatz: Trafalgar-Square, der größte Platz Londons. Dekoration: die Nelson-Säule mit den berühmten steinernen Löwen. Vor dem Denkmal eine Flut von Menschen, aus der Strohhüte, emporgehaltene Babies und Soldatenmützen aufragen. Zeit: mitten am Tage; Sonne und Staub. Personen: Harry Tate, der beliebteste englische Varietékomiker, und Miß Violet Lorraine, ein Stern der englischen Revuen (tritt meist in der Rolle der „Dame Fribolität“ auf). Newgierige, anfeuernde Unteroffiziere, Unentschlossene, Waffens jungen und sonstige Statistiker. Orchester: ein in Khaki gekleidetes Musikkorps. . . Auf einem kleinen Podium, zu dem eine kurze Leiter führt, erscheint in einem Sommeranzug Harry Tate, der Komiker. „Harry! . . . Harry! . . .“ brüllt die Menge, und Herr Tate läßt seine Komikerfalten hinter einer dem Zweck des Augenblicks angemessenen ersten Miene verschwinden. Er erklärt, daß dies sein erstes Auftreten auf dem Trafalgar-Square ist (Gelächter im Publikum) und geht nach diesem Einleitungswitz gleich aufs Ganze: „Ihr wißt alle, welche Aufgabe unserm Land gestellt ist?“ Chorus: „Ja wohl! . . . Ja wohl!“ „Wir lieben alle unser Land, nicht wahr? Legt den Beweis ab, tut Eure Pflicht und tretet in die Armee ein! . . .“ Harry Tate verschwindet unter Applaus und beifälligen Gemurmel. Erneutes Begrüßungsgeheul der Menge: Miß Violet Lorraine erscheint. Aber siehe da — auch die „Dame Fribolität“ kommt in der Rolle des Ernstes, gemildert durch eine Flut fröhlich nickender weißer Kunstblumen, die ihr neues Hutmodell umrahmen. Sie hält eine kurze Rede und ruft dann: „Dies ist ein großer Augenblick; und große Taten sind vonnöten! Wünscht Ihr die allgemeine Dienstpflicht?“ Chorus (in auffallender Einigkeit): „Nein! . . . Nein! . . .“ Die „Dame Fribolität“: „Nun denn, Ihr könnt ihr nur entgegen, wenn Ihr freiwillig in die Armee eintretet. Los denn! Wer seine Pflicht erfüllen will, steige diese kurze Leiter herauf und schreibe seinen Namen in das Register! . . .“ Das khakifarbene Musikkorps bläst einen Ruf, die Menge applaudiert, Nelson lächelt von der Höhe seines Denkmals herab. Der Endeffekt — der Augenblick zum Hinaufsteigen der Leiter — ist gekommen. . . Nun aber das merkwürdigste: an dieser Stelle ist der Bericht der „Daily News“ zu Ende. Stieg jemand die Leiter empor? Und wie viele taten dies? Das Londoner Blatt gibt keine Antwort; leusch verschweigt es dies „militärische Geheimnis“!

Russische und englische Explosionsgeschosse. Aber das neueste russische Infanterie-Explosionsgeschos, das raffinierteste, das der menschliche Geist ersinnen konnte, dessen Wirkung weit schlimmer ist als die des Dumdumgeschosses, berichtet der Jenenser Professor Nibel in der neuesten Nummer der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Bei den Franzosen ist in den Berichten unserer Obersten Heeresleitung wiederholt die Benutzung von Infanterie-Explosionsgeschossen erwähnt worden. In neuester Zeit wurde aber auch aus den Karpaten ein Verwundeter eingeliefert, der wohl unzweifelhaft von einem Explosionsgeschosse getroffen war, und man hat dergleichen Geschosse massenhaft auf dem Schlachtfelde und bei gefangenen Russen gefunden. Professor Nibel nimmt an, daß Franzosen und Russen diese Geschosse von den Amerikanern geliefert erhalten haben. Die Abbildung des aus einem andern genommenen Geschosses zeigt einen Zylinder, dessen Basis mit Blei ausgefüllt ist; dann kommt ein Hohlraum, in dem ein spitzer Bolzen liegt, der von einem Mantel mit Ringeinne fest umschlossen wird. Der vordere Teil des Geschosses hat die Sprengladung, ganz vorne wieder ein Bleikern; an der Basis dieses vorderen Teiles ist die gewöhnliche kleine Zündkapsel. Durch die Bleikerne hinten und vorne ist das Geschos richtig ausbalanciert. Es steckt in einer gewöhnlichen Gewehrpatrone, durch deren Explosion es vorwärts getrieben wird, dabei rührt sich der Bolzen nicht. Erst wenn die Spitze des Geschosses aufschlägt oder eindringt, wird der Bolzen nach dem Gehe des Trägheitsmomentes vorwärts in die kleine Zündkapsel getrieben und bringt das Geschos im Körper des Getroffenen zur Explosion. Als der vordere Teil von dem Chemiker Prof. Schenk durch Erhitzen zur Explosion gebracht wurde, erfolgte sie mit lautem Knall und ziemlich bedeutender Sprengwirkung. Dergleichen Explosionsgeschosse wurden bisher nur gegen Elefanten, Nashörner und Löwen

nur Anwendung gebracht", schreibt Prof. Schenk. Zweifellos handelt es sich bei der Verwundung des Leutnants M., den Prof. Nibel untersuchte, um ein solches Geschöß. Der Leutnant erhielt bei einem Sturmangriff in den Karpaten am 10. Mai einen Gewehrerschuß in den rechten Unterschenkel, den er sich selbst verbinden konnte. Als er aufstand, erhielt er einen zweiten Schuß fast an gleicher Stelle in den linken Unterschenkel. Er fühlte einen Schlag, hörte unmittelbar hinterher einen Knall, stürzte zusammen, das Bein war gestreckt, wie tot, kalt; er konnte sich nicht selbst verbinden. Der Einschuß war klein, der Ausschuß dagegen bedeutend größer. 48 Stunden nach der Verletzung war der Fuß schwarz bis zur Schußstelle; es entwickelte sich eine schnell zunehmende, übers Knie hinaufgehende harte Schwellung, so daß das Bein amputiert werden mußte. Nach der ganzen Sachlage ist anzunehmen, daß die Verwundung durch ein Explosionsgeschöß hervorgerufen worden ist, wie es bei russischen Gefangenen gefunden wurde. Als man den letzteren die Niederträchtigkeit dieses Geschößes vorhielt, waren sie ganz erstaunt; sie wußten nicht, was ihre Patronen enthielten. — Aber ein von den Engländern benutztes explosives Gewehrgeschöß macht Dr. E. Senger in Krefeld an derselben Stelle ähnliche Mitteilungen. Er hat das Geschöß bei einem Verwundeten, dem es im Becken saß, operativ entfernt. Auch bei diesem Geschöß folgt auf einen kleinen Aluminiumkern an der Spitze des Mantels ein Hohlraum, der, wie die Verwundeten berichten, mit einem Explosivstoff gefüllt ist; sobald das Geschöß irgendwo anprallt, wird durch Explosion des Stoffes der Kernen herausgeschleudert und sogar der Mantel zerrissen. Wenn ein solches Geschöß innerhalb des Körpers ausprallend berstet, so wird es entsetzliche Störungen anrichten und weit öfter den Tod durch Verblutung bewirken als ein humanes Geschöß.

Die Franzosen gegen die englischen Fremdwörter. Die immer deutlicher fühlbare englische Vorherrschaft in Frankreich beginnt bereits in zahlreichen Kreisen des französischen Volkes Mißfallen zu erregen. Die Franzosen lachen nicht mehr über die letzte Mode — die Mode der „English“ — sie fangen an, sich gegen das allzu wahllose Einbringen des englischen Einflusses zur Wehr zu setzen. Nunmehr wendet sich der „Temps“ gegen die Unzahl der in Paris gebrauchten englischen Fremdwörter, die einen eigenen Dialekt, das sogen. Hotel-Englisch, herangebildet haben: „Es würde unsere künftigen Erwartungen übertreffen, wenn man unser französisches Hotel nicht mehr „Palace“ zu nennen brauchte. Aber die Reform wäre unvollständig, wenn die Hotelbesitzer sich nicht entschließen, sich auch in ihren Prospekten und innerhalb ihrer Mauern einer Sprache zu bedienen, die ohne gerade an die Brosa Voltaires oder Flauberts erinnern zu müssen — trotz allem gutes Französisch sein könnte. Die kosmopolitische Art unserer Hotels ist nicht nur in der Küche, im Personal und in den Möbeln zu spüren, sondern leider auch in einer — vor allem anglierten — Sprache, die nachgerade verblüffend wirkt. Wir wollen nichts dagegen einwenden, daß in Gesprächen über sportliche Angelegenheiten die englischen Ausdrücke intimer heimischer wurden. Aber man hat selbst die armen echt französischen Ausdrücke in der entsetzlichsten Weise zu schanden geritten, indem sie angliert oder ganz unterdrückt wurden. Wir haben keinen „park“ mehr, sondern einen „park“, keine Stadt, sondern eine „city“, keinen Tanzsaal, sondern einen „dancing-palace“, keinen Einaßer, sondern einen „sketch“. Zum Schluß läßt man uns überhaupt nur noch fünf oder sechs Worte, um uns untereinander zu verständigen. Man höre: Kaum ist man in der „hall“ des „palace“ angekommen, als man zur „reception“ geführt wird, wobei man nirgends den Grund finden kann, aus dem dieser Bureauraum nicht seine französische Bezeichnung behalten durfte. Man muß sich durch einen Wirbel englischer Ausdrücke hindurchwinden, und plötzlich erscheint vor uns der Mann, der den Fußzug bedient, und sagt: ich bin der „liftier“... Man glaube nicht, daß dies übertrieben ist. Es ist ein barbarischer Dialekt...“

Die türkische Frau im Sprichwort. Die besondere Bevorzugung, die in der Türkei die Frau als Mutter genießt, findet ihren treffenden Ausdruck in der Spruchweisheit des Volkes, wie sie vor allem im Koran, in Volksprüchen, in Märchen und Legenden niedergelegt ist. Hier offenbart sich das starke Empfindungswesen des Osmanen für den Mutterbegriff in einer Weise, die weit über die bei uns landesüb-

liche Ehrerbietung hinausgeht. Von besonderer Ausdrucksfähigkeit sind folgende Aussprüche: Wer einer betäubten Mutter wohlthat, den segnet Gott zehnfach (Sure 50, 8). — Hochsinn in der Verehrung der Mutter ist die vornehmste Tugend der Eblen. — Unter den Schritten der Mutter sproßt ein Paradies. (Sure 8, 41). Sachlich nüchtern, ja fast satirisch wird aber der Ton, wenn die Mutterverehrung ausscheidet und nur die Frau als solche gewertet wird: Des Mannes Haus ist sein Himmel oder seine Hölle, je nachdem die Frau es haben will. — Die Worte der Frau sind ein Prüfstein für ihr Handeln. — Der Zankfüchtigen Hirn ist wie eine mondlose Nacht. — Selbst ein Feind, wenn er klug ist, kann nicht so viel schaden wie eine dumme Frau. Nichtsdestoweniger sieht der Türke mit jener Rücksicht über die Schäden der Frau hinweg, die er so „schwachen und untergeordneten“ Wesen schuldig zu sein glaubt, ebensowenig denkt er daran, ihre Fehler zu bessern, denn: „Da die Frau aus der Rippe des Mannes gemacht wurde, so ist sie wie diese von Natur gebogen, und es wäre umsonst, sie gerade machen zu wollen.“ R. M. St.

Die große Modeschau über die neuesten Schöpfungen der Verbstüte hat eine Mannigfaltigkeit der Formen gezeigt, die uns überraschen muß. Unsere Modekünstler und -künstlerinnen haben damit den Beweis erbracht, daß sie alle Kräfte angespannt, die angestrebte „deutsche Mode“ vor der mancherorts gefürchteten Einseitigkeit zu bewahren. Was sich an Modeneuheiten zeigt, paßt sich jedem Geschmack an, sowohl bezüglich der Ausführung wie auch des Preises. Dabei sind alle Größen vertreten, vom Kleinen, eng den Kopf umschmiegenden fast randlosen Kappen, bis zum breiten, genial geschwungenen großen vornehmen „Stilhut“, den besonders Wien zu seinen Kleiderschöpfungen des „Allwieners“ einzuführen trachtet. Diesen künstlerisch wirkenden Formen gefellte sich die große Amazonenform in weichem Velbel oder Filz bei, ganz besonders elegant mit schmaler Pelzeinfassung und schlichter gleichfarbiger Samt- oder Seidenbandgarnitur mit Stahlperlenumrandung. Außerst fleißig bei entsprechender Frisur des Haars sind auch die flotten Drei- und Viermäster, fast vorwiegend mit ganz schlichten Federgestecken aus einfachen Habnenseibern garniert, die vorn oder seitlich flott in die Höhe streben. Matrosenhüte und spanische Voleros tragen dagegen vorzugsweise Bandgarnitur in sehr sparsamer Verwendung. Die ersteren schmal um den Kopf gelegt und seitlich oder vorn zu schlichter Schleife verknüpft, die letzteren sowohl um den Kopf wie auch um den Hand gelegt, hier als breiter Einfas wirkend, der für jugendliche Trägerinnen höchst reizvoll mit kleinen gehäkelten fischereuten Pompons in gleichmäßigen Abständen verziert ist, auf diese Weise ihrem Original ziemlich nahe kommend. Die charakteristische Form des Sombros, der Bretons und kleinen Jesuitenhüte, bis zum breitrandigen Vaterhut, verspricht recht fleißig zu wirken, ohne doch bei Massenabfab zur Schablone herabzusinken, wie dies bei den „Schlagern der Saison“ (jetzt Hauptzeit) bisher meist die Regel war. Dazu ist an ihnen die Garnitur zu vielseitig. Man möchte fast behaupten, daß in dieser Hinsicht alles getragen wird, was überhaupt als solche zum Schmuck unserer Kopfbedeckungen in Betracht kommen kann. Samt, Seide, weiches breites einfarbiges Seidenband, ebensolches ganz schmales in Schwarz, weiß und ganz bunt durchwirkt. Gold- und silberdurchwirkte Borten, vielfach zu reizvoll verschlungenen Rosetten und losen Knoten verknüpft. Niesenblüten in Samt, Seide, Nips und Moirée mit Stahlperlenumrandung oder schmalen Pelzeinfass, Straußfederbüscheln und -fränzen aus einzelnen Fasern. Weiße Federköpfe in geschickt gefertigter Imitation, Flügel und Federbüscheln in allen Größen und als Neues vom Neuen: Eulenköpfe mit glühenden Augen. Treffen und feste Pelzstreifen um den Kopf gelegt für einfache Gürtchen und große, blütenblattartig geordnete Prempenbedeckungen von starrem Taft mit Samtummrandung und dem selben oder samtbespannten Kopf als Inneres dieser Niesenblüten und schließlich breite Tüllrüschen, dicht und voll, wie sie schon der Sommer brachte, doch als recht praktische Mauerung im Hinblick auf das nasse Wetter kommenden Herbsttage, mit festem Einfas von Seiden- oder Nipsband als Schutz gegen zu rasches Zusammenfallen ihrer duftigen Fräse und gleichzeitig als reizvolle Bereicherung ihrer eigenartigen Wirkung als Garnitur großer Formen. E. v. Steten.